



1924-08-17

Ein flandrisches Idyll.

Marianne Trebitsch-Stein

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19240817&seite=20&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Trebitsch-Stein, Marianne, "Ein flandrisches Idyll." (1924). *Essays*. 1457.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1457

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Ein flandrisches Idyll.

(Camille Lemonnier: „Es geht ein Wind durch die Mühlen“ [Übersetzung] von P. Cornelius. Axel Juncker, Verlag, Berlin.)

Von **Marianne Trebitsch-Stein.**

Manche Bücher, die von gestern und von ehegestern sind, lesen sich, als wären sie von heute, andere wieder, die heute geschrieben wurden, muten an, als kämen sie von gestern. Menschen schreiben Bücher, Bücher bilden Menschen. Gestern, heute, Menschen, Bücher schließen sich zum ewigen Kreise. Goethe sagte einst zu Eckermann: „Hätte ich (als junger Mann) so deutlich wie heute gewußt, wie viel Vortreffliches seit Jahrhunderten und Jahrtausenden da ist, ich hätte keine einzige Zeile geschrieben.“ Und weiter sagte er: „Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, still für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede.“ Dennoch drängt der Wunsch, sich mitzuteilen, immerzu den Dichter nach dem hingeschriebenen Wort, und dennoch will man Bücher, die von heute und von gestern kommen, immer wieder lesen. Im Allbekannten und im Fremden, im Heute und im Gestern finden wir ein Schicksal, das uns aus unserem eigenen Selbst in eine fremde Seele stellt, das anklingt und doch anders ist, das unseres Lebens mikrokosmisch kleine Kreise weiter in die Ewigkeit hinüberzieht....

Ein Buch von gestern, und doch in seinem wahren Sinn ein Buch auch dieser Ewigkeit, klingt uns das Lied vom „Wind, der durch die Mühlen geht“, der neue deutsche Lemonnier-Roman, der nun, das Vermächtnis zweier Verstorbener, als achter Band der ausgewählten deutschen Werke Lemonniers, erschienen ist. Wäre Lemonnier nicht vor dem Kriege schon gestorben, er, der die „Tage von Sedan“ so mächtig mitempfunden hat, er wäre durch die blutigen Kämpfe an der Lys, dem lieblich klaren Fließchen, das im Buch hier mit seidig schimmernden Wellen durch von Blütenbäumen bestandene Ufer gleitet, seelisch mitverblutet, so wie P. Cornelius, die das deutsche Wort für dieses belgischen Meisters Schaffen fand, am Nachkrieg und an ihrem schwachen Herzen sterben mußte.

Still verträumt, ein Hirte gleichsam, der die Schäflein seiner Herde wie ein Vater, und die grüne Wiese, darauf sich seine weißen und schwarzen Schafe tummeln, wie ein Dichter liebt, singt Lemonnier dies hohe Lied der Scholle seiner Heimat. Vater seiner Herde und selbst ein treuer Sohn des alten ewig jungen Mütterchens Flandern, ist ihm die Erde, ihre ewige Fruchtbarkeit, wie jedem wurzelechten Flämen das Symbol des ewigen Lebens. Seine Menschen wandeln zwischen Wiesen, zwischen Blumen, und wo es nicht zum besten um des Lebens Alltag steht, dort trägt der Menschlein schlimme Pflichtvergessenheit die Schuld. Bäume singen duftige Choräle, die Blumenwiesen zirpen Glück und Heiterkeit, der Herbstwind streicht durch Flanderns Mühlen, im Winter liegt der Schnee wie Zuckerwerk

auf hohen Giebeldächern. Des Dichters Seele steht weit offen und wünscht sich einer seligen Zeit entgegen, da alle Menschen Nahrung finden werden und keiner mehr der Sklave eines anderen ist. Alle Menschen müßten glücklich sein, wenn einmal diese ungetrübte elysische Zeit gekommen wäre, wo jeder von der eigenen Hände Arbeit lebt, wo jeder Mann sein eigenes Feld bebauen darf. Das wahre Heldentum schreit nicht aus vollem Halse „seht wie euch des Lebens Unrecht knechtet“, das wahre Heldentum steckt nicht den Feuerhahn auf reicher Leute Dach: das wahre Heldentum faßt zu, begreift den heiligen Sinn der Arbeit, geht nicht mit weißen Händen, Aufruhr rufend, zu den Armen. Das Heldentum des Menschen, der die Göttlichkeit der Erde und der Arbeit in sich fühlt, ist eines mit der Erde, eines mit der Allnatur und eines mit der winzig kleinen Bohne, die wie ein Menschenkindlein aus dem Samen in das Leben wächst....

Ein flandrisches Idyll, so wirkt auf uns dieses Buch. Ein „Lied der Erde“ Lemonniers. Fromm wie Gottesdienst der Scholle Flanderns klingt es durch all die Seiten hin. Ein Dichter will den Kindern Flanderns und den Brüdern der Entrechtung helfen. Geht es schlechterdings nicht anders, dann erst sei es mit Gewalt. Doch die Gewalt sogar ist von Rosenschleiern überkleidet. Bienen summen in der Sonne, rosig zarte Wölkchen gleiten über stillen Abendhimmel, den Gewitterregenschauer reingefegt hat. Wie de Costers Tyll Ulenspiegel ein Säckchen mit der Asche seines Vaters eng am Herzen birgt, so trägt auch Dries Abeels, der Held des flandrischen Idylls, ein Säckchen mit der Erde seiner Heimat an der Brust.

Vollblutflämen sind die Menschen dieses Buches. Schwerfällig und erdenfest, Freunde eines guten Trunkes und recht vieler herzhaft guter Bissen. Breughel- und Teniers-Gestalten. Ein wahrer Vollblutfläme auch ist dieser Dries Abeels, des reichen Flachshändlers Sohn, den des Lebens Werterkenntnis schwerfällig und gar bedachtsam und aus einem sonnenfrohen, träumerischen Nichtstuer und Wortesprecher zu einem werkfrohen Helden der Arbeit macht. Eine „flandrische Lotte“ wollte man die mütterliche Mädchenknopfe Mamie nennen. Ins Mystische gleitet die Bandenfigur des im Geiste irren Bruno Maris. „Kling!“ „Klang!“ ruft seine Lebenssense, „Kling! Klang!“ die dunkle Sense des Todes. So nahe man oft mit geschlossenen Augen an Gott vorbeigeht, so nahe ist man zuweilen mit irre-offenem Blick der Verkündigung blutigen Schicksals....

Ein Buch von gestern ist der „Wind, der durch die Mühlen geht“: bildhaft im Symbol, wie Ulenspiegels Hahnenschrei die Gleichgesinnten rufen sollte. Ein Buch von gestern und trotz alledem ein Buch von heute, dessen mildversonnene Art nach dem „Eisernen Moloch“—diesem mächtigen Hammerwerk—leicht verwundern würde, hätte man nicht schon im „Kleinen Nazarener“ (Band 5 der deutschen Lemonnier-Ausgabe) auch bereits diese Wandlung Lemonniers erfahren. In französischer Sprache war „*Le Vent dans les Moulins*“ dem fünfzigsten Werke Lemonniers „*Le petit Homme de Dieu*“

um ein einziges Erscheinungsjahr vorausgegangen. Kinder sind es, die aus gleichem Vater- und aus gleichem Dichterherzen stammen, aus dem Herzen des Idyllikers seiner flandrischen Heimat....

Ein flandrisches Idyll.

(Camille Lemonnier: „Es geht ein Wind durch die Mühlen“ Uebersetzung von B. Cornelius. Axel Juncker, Verlag, Berlin.)

Von Marianne Trebitsch-Slein.

Manche Bücher, die von gestern und von vorgestern sind, lesen sich, als wären sie von heute, andere wieder, die heute geschrieben wurden, muten an, als kämen sie von gestern. Menschen schreiben Bücher, Bücher bilden Menschen. Gestern, heute, Menschen, Bücher schließen sich zum ewigen Kreise. Goethe jagte einst zu Eckermann: „Hätte ich (als junger Mann) so deutlich wie heute gewußt, wie viel Vortreffliches seit Jahrhunderten und Jahrtausenden da ist, ich hätte keine einzige Zeile geschrieben.“ Und weiter jagte er: „Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, still für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede.“ Dennoch drängt der Wunsch, sich mitzuteilen, immerzu den Dichter nach dem hingeschriebenen Wort, und dennoch will man Bücher, die von heute und von gestern kommen, immer wieder lesen. Im Unbekannten und im Fremden, im Heute und im Gestern finden wir ein Schicksal, das uns aus unserem eigenen Selbst in eine fremde Seele stellt, das anklingt und doch anders ist, das unseres Lebens mikrokosmisch kleine Kreise weiter in die Ewigkeit hinüberzieht. . . .

Ein Buch von gestern, und doch in seinem wahren Sinn ein Buch auch dieser Ewigkeit, klingt uns das Lied vom „Wind, der durch die Mühlen geht“, der neue deutsche Lemonnier-Roman, der nun, das Vermächtnis zweier Verstorbener, als achter Band der ausgewählten deutschen Werke Lemonniers, erschienen ist. Wäre Lemonnier nicht

vor dem Kriege schon gestorben, er, der die „Tage von Sedan“ so mächtig mitempfunden hat, er wäre durch die blutigen Kämpfe an der Oys, dem lieblich klaren Flüsschen, das im Buche hier mit seidig schimmernden Wellen durch von Blütenbäumen bestandene Ufer gleitet, seelisch mitverblutet, so wie B. Cornelius, die das deutsche Wort für dieses belgischen Meisters Schaffen fand, am Nachkrieg und an ihrem schwachen Herzen sterben mußte.

Still verträumt, ein Hirte gleichsam, der die Schäflein seiner Herde wie ein Vater, und die grüne Wiese, darauf sich seine weißen und schwarzen Schafe tummeln, wie ein Dichter liebt, singt Lemonnier dies hohe Lied der Scholle seiner Heimat. Vater seiner Herde und selbst ein treuer Sohn des alten ewig jungen Mütterchens Flandern, ist ihm die Erde, ihre ewige Fruchtbarkeit, wie jedem wurzelechten Flämen das Symbol des ewigen Lebens. Seine Menschen wandeln zwischen Wiesen, zwischen Blumen, und wo es nicht zum besten um des Lebens Alltag steht, dort trägt der Menschlein schlimme Pflichtvergessenheit die Schuld. Bäume singen duftige Choräle, die Blumenwiesen zirpen Glück und Heiterkeit, der Herbstwind streicht durch Flanderns Mühlen, im Winter liegt der Schnee wie Zuckerwerk auf hohen Giebelhäusern. Des Dichters Seele steht weit offen und wünscht sich einer seligen Zeit entgegen, da alle Menschen Nahrung finden werden und keiner mehr der Sklave eines anderen ist. Alle Menschen müßten glücklich sein, wenn einmal diese ungetrübte elysische Zeit gekommen wäre, wo jeder von der eigenen Hände Arbeit lebt, wo jeder Mann sein eigenes Feld bebauen darf. Das wahre Heldentum schreit nicht aus vollem Halse „seht wie euch des Lebens Unrecht knechtet“, das wahre Heldentum steckt nicht den Feuerhahn auf reicher Leute Dach: das wahre Heldentum faßt zu, begreift den heiligen Sinn der Arbeit, geht nicht mit weißen Händen, Aufrucht rufend, zu den Armen. Das Heldentum des Menschen, der die Göttlichkeit der Erde und der Arbeit in sich fühlt, ist eines mit der Erde, eines mit der Allnatur und eines mit der winzig

kleinen Bohne, die wie ein Menschenkindlein aus dem Samen in das Leben wächst. . . .

Ein flandrisches Idyll, so wirkt auf uns dieses Buch. Ein „Lied der Erde“ Lemonniers. Fromm wie Gottesdienst der Scholle Flanderns klingt es durch all die Seiten hin. Ein Dichter will den Kindern Flanderns und den Brüdern der Entrechtung helfen. Geht es schlechterdings nicht anders, dann erst sei es mit Gewalt. Doch die Gewalt sogar ist von Rosenschleiern überkleidet. Bienen summen in der Sonne, rosig zarte Wölkchen gleiten über stillen Abendhimmel, den Gewitterregenschauer reingefegt hat. Wie de Costers Tyll Menspiegel ein Säckchen mit der Asche seines Vaters eng am Herzen birgt, so trägt auch Dries Abeels, der Held des flandrischen Idylls, ein Säckchen mit der Erde seiner Heimat an der Brust.

Vollblutflämen sind die Menschen dieses Buches. Schwerfällig und erdenfest, Fremde eines guten Trunkes und recht vieler herzhaft guter Bissen. Breughel- und Teniers-Gestalten. Ein wahrer Vollblutfläme auch ist dieser Dries Abeels, des reichen Flachshändlers Sohn, den des Lebens Werterkennntnis schwerfällig und gar bedachtig und aus einem sonnenfrohen, träumerischen Nichtstuer und Wortesprecher zu einem werkfrohen Helden der Arbeit macht. Eine „flandrische Lotte“ wollte man die mütterliche Mädchenknospe Mamie nennen. Ins Mystische gleitet die Bardenfigur des im Geiste irren Bruno Maris. „Kling!“ „Kling!“ ruft seine Lebensfeme, „Kling! Kling!“ die dunkle Sense des Todes. So nahe man oft mit geschlossenen Augen an Gott vorbeigeht, so nahe ist man zuweilen mit irre-offenem Blick der Verkündigung blutigen Schicksals. . . .

Ein Buch von gestern ist der „Wind, der durch die Mühlen geht“; bildhaft im Symbol, wie Menspiegels Hahnenschrei die Meckgeschimnten rufen sollte. Ein Buch von gestern und trotz alledem ein Buch von heute, dessen mild-verjonnene Art nach dem „Eisernen Woloch“ — diesem mächtigen Hammerwerk — leicht verwundern würde, hätte man nicht schon im „Kleinen Nazarener“ (Band 5 der deutschen

Lemonnier-Ausgabe) auch bereits diese Wandlung Lemonniers erfahren. In französischer Sprache war „Le Vent dans les Moulins“ dem fünfzigsten Werke Lemonniers „Le petit Homme de Dieu“ um ein einziges Erscheinungsjahr vorausgegangen. Kinder sind es, die aus gleichem Vater- und aus gleichem Dichterherzen stammen, aus dem Herzen des Idyllikers seiner flandrischen Heimat. . . .